



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zelle, Georg: Zur Geschichte der Fusionsbewegung in Frankreich : zweiter Artikel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Geschichte der Infusionsbewegung in Frankreich.

Zweiter Artikel.

Wir schlossen den vorigen Artikel mit der Frage nach dem Inhalt, der in dem Symbol des Lilienbanners seinen Ausdruck findet. Welche Principien bargen sich in seinen Falten? Weshalb hielt vor Allem der Graf von Chambord mit einer so großen Zähigkeit an diesem Symbol fest und weshalb gerieth andererseits bei der bloßen Erwähnung der weißen Fahne ganz Frankreich in eine nervöse Aufregung, welche es von Anfang an außer Zweifel stellte, daß, wenn es nicht gelang, den Widerstand des Prätendenten in diesem Punkt zu brechen, alle Bemühungen der monarchischen Partei für seine Wiederherstellung fruchtlos sein würden?

Eine allgemeine Antwort auf diese Frage ist nicht schwer zu finden, und ich habe sie bereits im vorigen Artikel gegeben. Der Graf von Chambord betrachtet das „reine“ Königthum, als dessen einzigen Vertreter er sich ansieht, als etwas seinem Wesen nach sowohl von dem Königthum, wie es aus der Umwälzung von 1830 hervorging, wie auch von dem Kaiserthum Verschiedenes, und grade eben so sehen die Franzosen die Sache an. Aber worin liegt denn nun diese Verschiedenheit? Wenn die weiße Fahne nur das Sinnbild des Principes der Erblichkeit wäre, warum sollte man sie sich dann nicht gefallen lassen, da ja an der Rückkehr zu diesem Princip auch die freisinnigsten Anhänger des Königthums keineswegs Anstoß nehmen, im Gegentheil in der Wiederherstellung des Erblichkeitsprincipes nur eine Bürgschaft für die Festigkeit der wiederherzustellenden Monarchie erblicken? Wie hatte man sich abgemüht, einen Rechtstitel für das Bürgerkönigthum zu formuliren! Und trotz des aufgebotenen Scharfsinns war man über Halbheiten und Unklarheiten nicht herausgekommen. Stellten die Orleans sich auf das Princip der Erblichkeit, so mußten sie anerkennen, daß die Legitimisten das bessere Recht für sich hatten, beriefen sie sich auf die Volkssouveränität, so wiesen ihnen Republikaner und Bonapartisten ohne Mühe die Grundlosigkeit ihrer Behauptung nach.

Wäre daher Heinrich's von Bourbon weiße Fahne nur das nothwendige
Grenzboten I. 1874.

dige Symbol der Erblichkeit gewesen, so hätte Niemand, der die Erbmonarchie wiederherstellen wollte, sie zurückweisen können. Aber um eine Wiederherstellung der Erbmonarchie handelte es sich nach der mystischen Weltanschauung des wunderlichen Prätendenten gar nicht. Denn sie hatte niemals aufgehört zu existiren. Die erste Republik und das erste Kaiserthum war nur eine revolutionäre Episode gewesen, und ebenso hatte sich Frankreich während der 43 Jahre, die seit der Juli-Revolution verflossen waren, im Zustande der Revolution befunden, woraus sich dann von selbst die Folge ergab, daß kein in jener Zeit gegebenes Gesetz Rechtskraft hatte, daß alle die gewaltigen Veränderungen in Staat und Gesellschaft, welche ihren Ursprung jener Zeit verdankten, der Bestätigung durch den rechtmäßigen König bedurften, um Gültigkeit zu erlangen.

Nun konnte allerdings kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß der Graf von Chambord selbst nicht daran dachte, das Regime der alten vorrevolutionären Monarchie ohne Weiteres in seiner ganzen Ausdehnung wiederherzustellen. So viel aber war doch klar, daß nach dem wiederholt in Privatschreiben von dem Prätendenten entwickelten Programm alles Bestehende wenigstens in Frage gestellt wurde, daß er allein für sich das Recht der Entscheidung darüber beanspruchte, ob irgend eine Einrichtung mit dem Wesen der Monarchie verträglich sei oder nicht, und daß dadurch alle Rechtssicherheit in einem Grade erschüttert wurde, der weit über die Wirkungen der Revolution selbst, deren Aera der Graf zum Abschluß bringen wollte, hinausging. Daß selbst der doctrinärste Fanatiker des Legitimusmus mit den Einrichtungen des neuen Frankreichs nicht tabula rasa machen würde, das war allerdings selbstverständlich. Wer aber konnte wissen, wo der reactionäre Reformtrieb beginnen, wo endigen würde? Darüber hatte der Graf von Chambord in keiner seiner von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Rundgebungen Andeutungen gemacht. Wessen die Doctrinäre des Legitimitätsprinzips fähig waren, hatte man noch 1815 zur Genüge erfahren, wo Habsucht, Rachsucht, und Fanatismus gewetteifert hatten, die wiederhergestellte Monarchie zu untergraben, noch ehe sie festbegründet war, wo die Männer des weißen Schreckens es darauf anzulegen schienen, nicht hinter ihren rothen Vorgängern von 1793 zurückzubleiben. Und beweisen nicht die wüthenden Ausfälle der ultralegitimistischen und der mit ihnen eng verbündeten klerikalen Blätter gegen die gesammte Staats- und Gesellschaftsordnung der Gegenwart, daß die Anschauungen, von welchen die Fanatiker von 1815 geleitet wurden, auch heutigen Tages noch nicht ausgestorben sind? und grade die Ansichten dieser Fanatiker waren es, welche die weiße Fahne deckte.

Es kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu. Die Lehren, welche seit Jahren vom „Univerſ“ und den übrigen klerikalen Blättern gepredigt sind,

und zu denen sich auch die von Frohsdorf beeinflussten Zeitungen bekannten, hatten durch die Beschlüsse des vaticanischen Concils ihre förmliche kirchliche Bestätigung und Weihe erhalten. Das Haupt der katholischen Kirche war noch einmal mit dem Anspruch aufgetreten, alle weltliche Obrigkeit sich zu unterwerfen, und den Staaten die Grundsätze vorzuschreiben, nach denen sie ihre Angelegenheiten zu ordnen hätten, die Grenzen zu bezeichnen, innerhalb deren ihre Gesetzgebung sich bewegen dürfe. Alle Grundsätze des neuen Staatsrechts, wie es sich in allen Culturstaaten entwickelt hatte, waren förmlich verdammt worden. Gleichzeitig war in der Kirche selbst die bischöfliche Gewalt durch die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit völlig dem Belieben der Curie unterworfen worden; der Papst hatte durch die vaticanischen Beschlüsse sich das Recht zuertheilen lassen, persönlich in bindender Weise über Glaubenssachen zu entscheiden; was er aber Alles unter Glaubenssachen inbegriff, das war eben in dem Syllabus klar zu Tage getreten.

Und zu diesem Staatsideal mit seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen den politischen Geist der Gegenwart, dem die Kirche feierlich ihre Weihe ertheilt hatte, dessen Anerkennung sie von allen Gläubigen forderte, hatte sich der Graf von Chambord ganz offen bekannt! Ja, noch mehr, seine Organe machten durchaus kein Hehl daraus, daß es die höchste Aufgabe des legitimen Königs von Frankreich sei, den Staat des Syllabus nicht nur in Frankreich einzuführen, sondern die Macht des wiedergewonnenen Frankreichs der Curie zur Verfügung zu stellen, um alle Länder dem vaticanischen Staatsbegriff zu unterwerfen. Das königliche Frankreich war in der Vorstellung der reinen Legitimisten ein Werkzeug der hierarchischen Propaganda, der weltliche Arm der Kirche, berufen, den Ansprüchen derselben in der ganzen Christenheit zum Triumphe zu helfen, und zum Lohn für diese Dienste selbst den höchsten Rang unter den Staaten Europas einzunehmen.

So war also die weiße Fahne, sowohl nach der Ansicht der Franzosen, wie auch im Sinne des Grafen Chambord selbst in der That nicht nur das Symbol des Erbkönigthums, sondern auch einer Weltanschauung, die mit den bestehenden Zuständen im schärfsten Gegensatz stand. Welche furchtbaren Folgen mußte aber der bloße Versuch, die Ergebnisse einer mehr als achtzigjährigen Entwicklung rückgängig zu machen, mit sich führen? Und so lange der Graf an seinem Banner festhielt, mußte man auch gewärtig sein, daß er sich mit dem Gedanken trage, diesen Versuch wenigstens innerhalb gewisser Grenzen zu wagen: hielt er sich doch selbst seiner innersten Ueberzeugung nach nur für das Werkzeug der Ideen, die fünfzig Jahre lang von den Wortführern der Alerikalen mit zäher Ausdauer und oft mit blendendem Geist und bestrickender Sophistik entwickelt, endlich im Syllabus als geheiligte Normen für das Staatsleben, als bindende Vorschrift für alle weltliche Obrigkeit

aufgestellt waren. Konnte aber ein Königthum, nach dessen Grundsätzen Alles, was in Frankreich thatsächlich Geltung erlangt hat, das Ergebniß eines sündhaften Abfalls von allen göttlichen und menschlichen Rechten war, der Nation die Ruhe und den inneren Frieden geben, um deren Willen man ihr zumuthete, zum Erbkönigthum als dem letzten Hoffungsanker ihre Zuflucht zu nehmen? Der König sollte die Parteien versöhnen, er sollte hoch erhaben über den Parteien stehen, und er wollte nicht von der Fahne lassen, welche die kleinste aber herrschsüchtigste aller Parteien zum Sinnbild eines aus theokratischen, monarchisch-absolutistischen und feudal-aristokratischen Elementen zusammengesetzten Staatsideals erhoben hatte.

Für die Wiederherstellung des Königthums auf diesen Grundlagen ließ sich eine parlamentarische Mehrheit nicht gewinnen, das sahen auch die Gemäßigten unter den Legitimisten sehr wohl ein. Jedem ernsthaften Restaurationsversuche mußte daher eine unzweideutige Erklärung des Grafen von Chambord vorhergehen, daß er sich von den theokratisch-absolutistischen Vorstellungen, die bisher den engen Kreis seiner Gedanken erfüllten und seiner Persönlichkeit ihr eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hatten, lossagen, mit andern Worten, daß er auf die weiße Fahne verzichte. Diesen Verzicht zu erlangen, das war die nächste Aufgabe der Fusionspartei. Gelang es ihr, dies durchzusetzen, so war sie wegen des weiteren Verlaufs der Bewegung unbesorgt. Sie glaubte für diesen Fall der Mehrheit der Nationalversammlung sicher zu sein, und im Besiß der Mehrheit hielt sie sich für stark genug, um ihre Beschlüsse dem Lande aufzunöthigen, ja sie war überzeugt, daß es dem Lande gegenüber des Zwanges gar nicht bedürfe, daß das Volk vielmehr den König als den Retter des Staates und der Gesellschaft freudig begrüßen werde. Das Recht, endgültig über die Zukunft Frankreichs zu entscheiden, nahm die Nationalversammlung bekanntlich für sich in Anspruch, in ihre Macht setzte sie volles Vertrauen; der Aufgabe jedoch, mit der Erbmonarchie das alte Regime wiederherzustellen, hielt auch die Mehrheit sich nicht für gewachsen.

Das freilich war einleuchtend, daß die Verhandlungen der Parteien untereinander und mit dem Grafen von Chambord nicht vor dem Publikum in der Nationalversammlung geführt werden konnten. In dem Augenblick, wo der Antrag auf Zurückberufung des Königs gestellt wurde, mußte die Mehrheit als geschlossene Einheit dastehen; sie mußte einig sein über die verfassungsmäßigen Grundlagen des neuen Königthums, einig über die Fahnenfrage, einig über die Art und Weise der Berufung, was bei dem starren Eigensinn, mit dem der Graf auf die Formen hielt, bei der Aengstlichkeit, mit der er jeden Schritt vermied, durch den er seiner Würde und seinem Recht etwas zu vergeben fürchtete, nicht der leichteste Theil der zu lösenden Aufgabe

war. Diese vorbereitende Thätigkeit, von deren günstigem Verlauf die Wiederherstellung des Königthums bedingt war, mußte während der Parlamentsferien, d. h. bis Anfang November zu Ende geführt werden, so daß man also nicht viel Zeit zu verlieren hatte und rasch ans Werk gehen mußte.

Von großer Bedeutung für den Erfolg der Fusionsbewegung war natürlich die Haltung der Regierung: nicht als ob es einer unmittelbar thätigen Theilnahme derselben an den Verhandlungen bedurft hätte, wohl aber mußten die Fusionisten darauf rechnen können, daß die Regierung nicht beabsichtige, ihre Schritte zu durchkreuzen; vor Allem aber mußten sie die Gewißheit haben, daß sie bereit sein werde, jeden Beschluß der Nationalversammlung zur Ausführung zu bringen. Dies war ein Punkt von entscheidender Wichtigkeit. Hätte an der Spitze des Staats ein republikanisch gesinnter Präsident gestanden, so wäre das Unternehmen fast hoffnungslos gewesen, da es einem solchen keine Mühe gemacht haben würde, die Gegenbewegung kräftig zu organisiren, ihr die Machtmittel des Staates zur Verfügung zu stellen und schließlich selbst einem Beschlusse der Versammlung Widerstand entgegenzusetzen. Das Dasein einer monarchisch gesinnten Regierung war die Vorbedingung für die Wiederherstellung der Monarchie auf parlamentarischem Wege. So lange daher Thiers am Ruder gewesen war, hatten die Anhänger des bourbonischen Königthums auf jeden ernstlichen Wiederherstellungsversuch verzichten müssen. Erst nach der Beseitigung des zähen alten Staatsmanns konnte man mit einiger Aussicht auf Erfolg ans Werk gehen, weil man jetzt in der Regierung ein bereitwilliges Werkzeug für die Ausführung eines auf die Berufung des Grafen von Chambord zielenden Beschlusses der Nationalversammlung hatte. Auch schon vor dem 24. Mai hatte man wiederholt mit Fusionsentwürfen sich beschäftigt; sie waren gescheitert nicht nur an der Sprödigkeit der zu verschmelzenden Stoffe, sondern vor Allem daran, daß auch ein erfolgreicher Versöhnungsversuch der Familien und selbst der Parteien politisch ergebnislos bleiben mußte, so lange die Durchführbarkeit der Restauration in Frage stand. Als die Royalisten die Macht an sich gerissen hatten, wurden auch die spröden Elemente weicher und geschmeidiger; die Neigung zu gegenseitigen Zugeständnissen nahm zu, seit man mußte, daß eine Verschmelzung der Parteien mehr als ein principiell und theoretisches Interesse bot, daß sie die Verwirklichung des beiden Parteien theuersten Planes zu unmittelbarer und, wie es schien, nothwendiger Folge haben mußte.

Ueber die Ansichten und Absichten des schweigsamen und zurückhaltenden Staatsoberhauptes selbst waren freilich zunächst auch die Führer der Bewegung im Unklaren. Aber Mac Mahon war in den Augen der Royalisten nur ein Strohmann. Für die Seele der Regierung galt der Herzog von Broglie, und dessen war man sicher; er war — später stellte sich das vollkommen klar

heraus — von Anfang an in die „royalistische Verschwörung“ eingeweiht, und im Stillen einer ihrer Hauptleiter: im Stillen, denn ein offenes Eintreten Broglie's für die Sonderbestrebungen gewisser Parteien hätte denn doch in einem allzuhandgreiflichen Widerspruch gestanden mit der Stellung und den Pflichten eines Ministeriums, das seinen Stolz darein zu setzen erklärt hatte, ein Werkzeug der Nationalversammlung zu sein, dessen offenkundige Thätigkeit in dieser Angelegenheit also erst dann in Anspruch genommen werden durfte, wenn die Nationalversammlung gesprochen hatte. Außerdem durfte auch Herr von Broglie die Drohung der beiden bonapartistischen Minister nicht allzuleicht nehmen, die ihn darüber nicht in Zweifel gelassen hatten, daß jede offene Bethheiligung des leitenden Staatsmanns an den Schritten der Fusionisten ihren augenblicklichen Rücktritt zur Folge haben würde. Endlich aber war Broglie keineswegs der Mann dazu, sein ministerielles Dasein unauflöslich an eine Sache zu knüpfen, deren Ausgang, wie hoffnungsvoll sich die Aussichten der Wiederherstellung des Königthums auch stellen mochten, doch immerhin noch zweifelhaft war. Broglie war bereit, der königlichen Sache soweit zu dienen, daß er im Falle des Sieges auf einen Löwenantheil bei Vertheilung der Beute Anspruch machen konnte, aber er war keineswegs geneigt, seine eigene Sache für die Erhöhung des Grafen von Chambord auf's Spiel zu setzen.

Uebrigens waren die Royalisten selbst mit der anfänglich bewahrten äußeren Zurückhaltung Broglie's durchaus nicht unzufrieden. Ihnen genügte es vollkommen, die Gewißheit zu haben, daß derselbe ihrer Sache günstig gesinnt und entschlossen war, jeden Mehrheitsbeschluß der Nationalversammlung zur Ausführung zu bringen. Sie konnten sich ganz ungestört der Arbeit hingeben, den erforderlichen Beschluß vorzubereiten. Damit hofften sie, bis zum November zu Stande zu kommen. Gelang es früher, die Einigung zwischen allen Bethheiligten zu erzielen, desto besser. Für diesen Fall war man entschlossen, durch die Permanenzcommission, in der die Royalisten das entschiedene Uebergewicht hatten, die Nationalversammlung sofort einzuberufen und von ihr die Wiederherstellung des Königthums proclamiren zu lassen.

Hätte es sich nur um die Verständigung der beiden bourbonischen Parteien gehandelt, so würde man in der That in wenigen Wochen zum Ziele gekommen sein. Die große Masse der Legitimisten zeigte sich keineswegs spröde. Der Gedanke an Wiederherstellung der Zustände, welche in den Falten des Lilienbanners sich verbargen, erschien ihnen als baare Thorheit, und eine Beschränkung des Parlamentarismus wäre ihnen schon im eigenen Interesse unerwünscht gewesen. Dagegen waren einige andere Bedenken und Schwierigkeiten nicht so leicht zu überwinden, als man gehofft hatte. Die Hauptschwierigkeit bereitete ihnen der Eigensinn des Grafen von Chambord,

der, wie sich bald genug herausstellte, gegen jedes klare und unzweideutige Zugeständniß eine unüberwindliche Abneigung hatte. Sodann aber drängte sich, je näher man der Ausführung trat, die Frage auf, über die man Anfangs leicht hinweggegangen war, ob in der That die Fusionisten mit Sicherheit auf eine Mehrheit in der Nationalversammlung würden rechnen können. Selbstverständlich mußte man die Bonapartisten von vorn herein in Abzug bringen und den Gegnern zuzählen. Ohne die bonapartistischen Stimmen bildeten aber Rechte und rechtes Centrum nicht mehr die Majorität. Man mußte sich also einer ausreichenden Anzahl von Stimmen unter den keiner Fraktion angehörigen Mitgliedern der Versammlung versichern und wo möglich die conservative Gruppe des linken Centrums zu gewinnen suchen, um mit Zuversicht der entscheidenden Abstimmung entgegenzusehen. Natürlich wurden diese schwankenden Gruppen von den Republikanern mit gleichem Eifer bearbeitet. Welche der beiden Parteien in ihren Bemühungen erfolgreich war, blieb lange zweifelhaft, da die Umworbenen unaufhörlich von Rechts nach Links schwankten, jeder bestimmten Antwort auswichen, und ihre Entscheidung von den Umständen abhängig machten. Mit ermüdender Eintönigkeit brachten täglich die Zeitungen der beiden Parteien Berechnungen des Stimmenverhältnisses, um nachzuweisen, daß sie über die Mehrheit verfügten. Aber bei dem Schwanken der mittleren Gruppe war diesen Berechnungen gar kein Gewicht beizumessen. Was heute richtig war, das war vielleicht morgen falsch. Das Eine war klar, daß die Schwankenden sich der stärkeren Sache anschließen würden, der Sache, welche die besten Aussichten auf Erfolg hatte. So lange die Waage unsicher zwischen den Parteien schwankte, schwankten auch die Elemente, deren Bedeutung darin lag, daß sie zur Bildung einer Majorität nothwendig waren.

Was die erwähnten Mitglieder, die im Grunde ihres Herzens nichts sehnlicher wünschten, als die Herstellung der Monarchie, vor Allem von einem offenen Anschluß an die Fusionisten abhielt, war aber eben wieder der Unglaube an den Erfolg der mit dem Grafen von Chambord einzuleitenden Verhandlungen. Von dem Verlauf dieser Verhandlungen, das mußte jeder unbefangene Beobachter einsehen, war das Schicksal des Plans abhängig. Die Republikaner mochten täglich die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung des Königthums beweisen: sie wußten selbst sehr wohl, daß, wenn die Einigung der Royalisten mit dem Roy zu Stande kam, die parlamentarische Mehrheit dem Vertrag zustimmen würde; und damit war die Wiederherstellung gesichert.

Die Royalisten boten denn auch alle Anstrengungen auf, mit Chambord rasch aufs reine zu kommen. Bei ihren Verhandlungen gingen sie mit so großer Offenheit zu Werke, daß die Republikaner keineswegs berechtigt waren, sie als Verschwörer zu denunciren. Monarchie und Republik lagen mit

einander im Kampfe, und die Anhänger der einen wie der andern Staatsform setzten Himmel und Erde in Bewegung, um ihr Ziel zu erreichen; und dazu waren die Einen wie die Anderen vollkommen berechtigt. Der einzige Unterschied war nur der, daß die Monarchisten ihr Geschäft besser verstanden und größere Entschlossenheit zeigten, als die Republikaner. Letztere beschränkten sich darauf, unausgesetzt Versammlungen zu halten, in denen niemals etwas beschlossen, sondern immer nur die Hoffnungslosigkeit der royalistischen Bestrebungen behauptet, und constatirt wurde, daß die republikanische Idee unausgesetzt im Volke Boden gewänne und daß die royalistische Verschwörung von allen guten Bürgern verabscheut würde. Selbst der vor jeder Sitzung der Permanenzcommission in den Fraktionsversammlungen gestellte Antrag, an die Minister eine Anfrage wegen der royalistischen Verschwörung zu richten, wurde stets verworfen, im Grunde nur deshalb, weil man eine unwillkommene, entmuthigende Antwort zu erhalten fürchtete, die zur unbedingten Unterwerfung oder zum ungesäumten Handeln genöthigt hätte. Aber zum Handeln gehört eine bewaffnete Macht, und die stand seit der Niederwerfung der Commune der Linken nicht zur Verfügung; sie befanden sich in der Hinsicht genau in derselben Lage wie die Republikaner nach der Unterdrückung des Juniaufstandes durch Cavaignac.

Während die Republikaner in ihren Fraktionsversammlungen unter einander ihre täglichen Erfahrungen über die Stimmung des Landes austauschten, und in der Permanenzcommission sich durch Interpellationen über verhältnißmäßig gleichgültige Dinge lächerlich machten, gingen die Fusionisten um so eifriger an die Arbeit. Schon gegen den 12. August war der „Soir“ im Stande, einen Operationsplan der Partei zu veröffentlichen, der darauf hinauslief, daß, sobald die Mehrheit gesichert und die Räumung des Gebietes von den deutschen Truppen vollzogen wäre, die Nationalversammlung zusammenberufen werde, der dann sofort folgende Anträge vorgelegt werden sollten. 1) Die Monarchie ist die gesetzmäßige Regierung Frankreichs; 2) eine Commission von 30 Mitgliedern wird ernannt, um eine Verfassung zu entwerfen; 3) die Nationalversammlung vertagt sich auf 2 Monate, um der Commission die zur Vollendung nöthige Zeit zu lassen; 4) Mac Mahon wird inzwischen als Generalstatthalter des Königreichs fortfahren, die ihm gegenwärtig übertragene Macht auszuüben. Die Commission würde sofort ans Werk gehen, und dann würde der Graf von Chambord, der sich auf diese Weise bedingungslos nur durch die Thatsache der Wiederherstellung der Monarchie berufen sähe, freiwillig die Zugeständnisse machen, die er bisher verweigert; er würde der Armee erklären, daß sie die Tricolore behalten solle, und daß er die constitutionelle Monarchie mit allen ihren Bürgschaften zu gründen beabsichtige.

In der That waren dies die Grundlagen des Planes, der zwar im Ein-

zelnen noch bedeutende Veränderung erfuhr, in seinen wesentlichen Zügen aber festgehalten wurde. Man glaubte auf diese Weise dem Grafen von Chambord die erforderlichen Zugeständnisse zu erleichtern, indem man sie als freiwillig erscheinen ließ. Darauf aber mußte man allerdings bestehn, daß der Graf in völlig unzweideutiger Weise vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung vor ganz Frankreich, sei es in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Schreiben, sei es, was den Vorzug zu verdienen schien, in einem Manifest an die Nation, erklärte, daß er die Tricolore annehme, und sich im Voraus zur Genehmigung der von der Nationalversammlung zu entwerfenden Verfassung verpflichte. Sobald die Erklärung gegeben ward, konnte die Permannenzcommission ohne Bedenken sofort die Nationalversammlung zusammenberufen.

Die Hoffnungen der Royalisten wurden durch die Wahrnehmung einer allmählichen Umstimmung der Bevölkerung gesteigert. Das herrschende Gefühl in Frankreich war die Sehnsucht nach ruhigen, Dauer verheißenden Zuständen. Die Frage der Regierungsform, wie tief sie auch die Parteien der Nationalversammlung spaltete, ließ die Bevölkerung bei weitem kälter, als es nach der Heftigkeit, mit welcher in den Zeitungen dieselbe erörtert wurde, schien. Man konnte mit einem gewissen Rechte behaupten, daß die Mehrheit der Bevölkerung republikanisch gesinnt war, aber sie war es nur deshalb, weil die Republik gerade bestand, und weil man die Gefahren und Erschütterungen des Uebergangs zur Monarchie fürchtete. Eine wirkliche Abneigung empfand das Land nur gegen das, was man unter dem gefürchteten Namen des ancien régime verstand. Ließ sich das Königthum ohne das verhaßte Regime auf parlamentarischem Wege herstellen, so würde das Land sich ohne jeden Versuch des Widerstandes und mit geheimer Befriedigung dem Beschlusse der Nationalversammlung gefügt haben. Als ein sehr merkwürdiges Zeichen dieser sich vollziehenden Umstimmung erregten die Herzensergüsse John Lemoine's im „Journal des Debats“ große Aufmerksamkeit und im republikanischen Lager großen Aergers. Lemoine ist ohne Zweifel einer der geistreichsten französischen Publicisten, einer der wenigen, die im Stande sind, durch die umhüllenden Nebel des abgestandenen Phrasenschwalls und der täglich wiederholten Parteischlagwörter hindurch die Dinge in ihrer wirklichen Gestalt zu sehen. Seine Aufsätze trugen denn auch den Stempel einer gewissen Originalität, die ihm in Frankreich, wo man gegen alles von dem hergebrachten Gedankengeleise sich Entfernende ein unüberwindliches Mißtrauen hat, den Ruf eines politischen Sonderlings, eines geistreichen aber verschrobenen Kopfes und eines unzuverlässigen politischen Charakters erworben hatte. Der Ruf der Unzuverlässigkeit ist wohl nicht ganz unverdient. Die Fähigkeit, eine selbständige Ansicht zu haben, und der Muth, sie auszusprechen, hat in einem Lande, wo so leicht

Niemand wagt, gegen den Strom zu schwimmen, etwas Verführerisches, und reizt zu Paradoxien. Wenn indessen Herr John Lemoigne jetzt unerwartet für die Wiederherstellung des Königthums in die Schranken trat, allerdings des modernen constitutionellen freisinnigen Königthums, so war das jedenfalls mehr, als eine persönliche Laune des geistreichen Publicisten: es war ein Zeichen, daß das gebildete Bürgerthum, dessen Wortführer das „Journal des Debats“ stets gewesen war, sich an den Gedanken einer Rückkehr des legitimen Herrschers allmählich gewöhnte, daß es anfang, an die Möglichkeit einer aufrichtigen Befehung des *homme principe* zu glauben. Ob diese Hoffnung berechtigt war, darauf kommt es uns vorläufig nicht an, auch die Frage bleibe an dieser Stelle unerörtert, ob das parlamentarische Königthum Frankreich eine längere Zeit der Ruhe und Erholung in Aussicht stellt. Hier handelt es sich nur darum, festzustellen, daß in den tonangebenden gebildeten Klassen eine Umstimmung zu Gunsten des Königthums deutlich und Allen unverkennbar sich vorbereitete.

Der Eindruck der Artikel Lemoigne's war groß. Vergebens bemühten sich die Republikaner, die Bedeutung derselben durch Angriffe gegen den Verfasser herabzusetzen, sie konnten es sich selbst nicht verhehlen, daß Lemoigne's Ansichten im liberalen Bürgerthum Anklang fanden. Die Ansichten im royalistischen Lager waren getheilt. Die Gruppe der streng rechtgläubigen Legitimisten, die völlig unter klerikalem Einflusse stehend, sich ihren Roy als den Ritter Georg dachten, der dem Drachen des Liberalismus das Haupt abschlagen und die Säke des Syllabus zur Richtschnur für seine Regierung nehmen sollte, diese Fanatiker des reinen Königthums sahen nicht ohne Argwohn das liberale Bürgerthum sich in den heiligen Bund der Königstreuen drängen. Die große Mehrzahl der Royalisten aber konnte die ersten Zeichen einer Ausöhnung der Ultraliberalen mit dem legitimen Königthum nur mit Freuden willkommen heißen, von andern Gründen abgesehen, schon in Rücksicht auf die entscheidende Abstimmung in der Nationalversammlung. Man prahlte zwar, daß man das Königthum wieder herstellen werde, wenn auch nur die Hälfte der Stimmen plus 1 sich für dasselbe erklärte; aber ganz wohl fühlte man sich bei dem Gedanken an eine so kümmerliche, mit Mühe und Noth zusammengebrachte Mehrheit denn doch nicht. Auf eine Achtung gebietende Stimmenzahl konnte man aber nur rechnen, wenn in der schwankenden Mittelgruppe eine Abstimmung zu Gunsten des Königthums zum Durchbruch käme. Auf diese Gruppen aber konnte kaum ein anderes Ereigniß einen größeren Eindruck machen, als die Thatsache, daß in dem „Journal des Debats“, das seinen alten Ruf als Organ der gebildeten Klassen noch immer behauptet hatte, eine Stimme für Wiederherstellung des Bourbonischen Königthums sich vernehmen ließ. Wenn das wetterkundige Blatt, allerdings zunächst auch

nur mit einem Fuß ins monarchische Lager trat, so mußte die Sache der Monarchie stärker sein, als man geglaubt hatte, und die wirkliche oder vermeintliche Stärke der Sache verfehlte nicht, ihre Anziehungskraft zu üben. Aber freilich alle diese Bekehrungen hatten die Nachgiebigkeit Chambord's zur Voraussetzung.

Die Verhandlungen mit dem eigensinnigen und dabei doch unentschlossenen Prätendenten nahmen indessen Anfangs einen den gehegten Hoffnungen wenig entsprechenden Verlauf. Unterhändler gingen zwischen Frohsdorf hin und her, aber die Nachrichten, die sie von den Anschauungen und Absichten des starrköpfigen hohen Herrn mitbrachten, lauteten ziemlich trostlos. Ein entschiedenes Nein war nicht gesprochen worden, ebensowenig aber ein unzweideutiges Ja. Von der Mitte August an bis in den September hinein befand sich die Angelegenheit in einer Krisis, die selbst die feurigsten Vorkämpfer des Königthums entmuthigte, und die, wie man allgemein annahm, in einem Abbruch der Verhandlungen ihren Abschluß finden würde; zu den grundsätzlichen Bedenken, die in Frohsdorf so sehr ins Gewicht fielen, kam noch die Besorgniß, daß hinter der Zuvorkommenheit und Unterwürfigkeit der Vettern von der jüngeren Linie ein Fallstrick verborgen sein möchte. Der „Univers“ klagte die orleanistischen Zeitungen in bitterem Tone an, daß in ihren Augen die Frohsdorfer Zusammenkunft Nichts sei, als die Abdankung des rechtmäßigen Herrschers zu Gunsten der Orleans, nahm aber allerdings die Prinzen dieses Hauses nachdrücklich gegen den Verdacht in Schutz, als ob sie die Umtriebe ihrer Anhänger begünstigten. Nichts desto weniger mußte der Argwohn gegen die Partei auf die Familie zurückfallen, zumal da es nicht unbemerkt bleiben konnte, daß der ehrgeizige Herzog von Nemours eine gewisse Zurückhaltung den monarchischen Bestrebungen gegenüber zur Schau trug. War der Argwohn begründet, so befand sich der Frohsdorfer Hof allerdings in einer peinlichen Lage. Gab er unbedingt nach, so konnte ihm das als eine Bekehrung zum Orleanismus ausgelegt werden; zeigte er sich aber allen Vorstellungen unzugänglich, so blieb den Anhängern der constitutionellen Monarchie Nichts übrig, als von Neuem die selbstständige orleanistische Candidatur aufzustellen: ein Schritt, der dann seine Rechtfertigung in der thatsächlich erwiesenen Unmöglichkeit, den rechtmäßigen König zurückzuberufen, gefunden hätte. Man mußte also laviren. Der Graf richtete an einen Freund ein zur Veröffentlichung gerichtetes Schreiben, in welchem er erklärte, er werde keine der Pflichten außer Acht lassen, welche ihm seine Stellung und die Rücksicht auf Frankreich auferlegte. War das ein Absagebrief oder eine Ermunterung, die Verhandlungen fortzusetzen? An Zweideutigkeit wetteiferte mit diesem Orakelwort eine Tischedre Broglie's, in welcher derselbe in Betreff der vorliegenden politischen Probleme auf die Entschließungen der souveränen

Nationalversammlung verwies, die sich von jeder Prätention und jeder persönlichen Vorliebe fern halten werde. Wenn man mit diesen zweideutigen Äußerungen die gewundenen Erklärungen eines royalistischen Blattes zusammenstellt, daß die Einigkeit der Prinzen die einzige feststehende Thatsache, daß im Uebrigen aber noch kein Beschluß gefaßt sei, und daß die Regierung sich mit der Sache noch gar nicht befaßt habe, so mußte man den Eindruck gewinnen, daß von allen Seiten zum Rückzug geblasen werde, und daß vor Allem der Herzog von Broglie es für zeitgemäß halte, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und jede Verantwortlichkeit für ein Unternehmen, das er doch aufs eifrigste gefördert hatte, abzulehnen. Denn als eine Verleugnung der Fusionsbestrebungen wurde Broglie's Erklärung allgemein aufgefaßt. Ein anderer Minister äußerte sich dahin, daß man wenig Hoffnung mehr auf das Gelingen der Bewegung setze, daß die Fahnenfrage und die constitutionellen Garantien ein unüberwindliches Hinderniß wären.

Schon tauchte (2. September) die Nachricht auf, die Regierung gehe mit dem Plan um, Mac Mahon's Vollmacht auf 5 Jahre verlängern zu lassen. Und daß eine Verlängerung des Marschalls für den Fall des Scheiterns der Restauration das einzige Rettungsmittel der conservativen Partei war, das war allerdings schon damals einleuchtend. So verzweifelt lagen die Dinge indessen doch noch nicht, daß man jetzt schon zu diesem Auskunfts Mittel greifen mußte. Wenn, was sehr wahrscheinlich ist, das erwähnte Gerücht von der Regierung selbst in Umlauf gesetzt war, so sollte damit vor Allem wohl ein Druck auf den Grafen Chambord und die äußerste Rechte geübt werden, indem vor Augen geführt wurde, daß die Conservativen sich noch keineswegs in einer Zwangslage befanden, die ihm gestattete, ihnen die Bedingungen der Wiederherstellung zu dictiren.

Sehr bedenklich war die Lage der Conservativen indessen in der That, und die Gefahr, daß ein Abbruch der Verhandlungen den völligen Zerfall der Majorität und damit den Sieg der Republikaner zur Folge haben würde, lag nahe genug, um sie zu den äußersten Anstrengungen anzuspornen. Aber es schien sich Alles gegen die Königsmacher verschworen zu haben. Im „conservativen“ Interesse hatte die Regierung den gewaltigen Aufschwung der Partei eifrig gefördert. Aus allen Gegenden berichteten die ultramontanen Blätter von Wundererscheinungen, die fast immer einen stark legitimistischen und dabei chauvinistischen Charakter zeigten. Ueberall entdeckte man wunderthätige Heiligenbilder, welche die Zielpunkte zahlreicher und von den vornehmsten Damen patronisirter Wallfahrten wurden. Man hoffte von diesen gerade im Spätsommer besonders schwunghaft betriebenen kirchlichen Manifestationen nichts Geringeres, als eine Erweckung des royalistischen Bewußtseins in den unteren Klassen der Bevölkerung, in denen die kaiserliche Legende viel tiefer

und fester Wurzel geschlagen hatte, als die bourbonistische. Wie viel man damit erreichte, läßt sich schwer sagen; so viel aber ist gewiß, daß dies mittelalterlich kirchliche Wesen den gebildeten Klassen nicht nur den entschiedensten Widerwillen, sondern auch Mißtrauen gegen das Königthum einflößte, dem man mit diesen Mitteln den Zugang zu den Herzen des Volks öffnen wollte. Zu diesen auf die Massen berechneten Demonstrationen kam nun aber, gerade zu einer Zeit, wo Victor Emanuel's Besuch an den deutschen Höfen in allen französischen Kreisen die höchsten Besorgnisse erweckte, ein herausfordernder Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, ein rein politisches Pamphlet, das mit den leidenschaftlichsten Zornausbrüchen gegen das Königreich Italien angefüllt war und ganz darauf berechnet schien, die Regierung zu einer unsinnigen Unternehmung gegen dies Land anzustacheln. Zugleich verbreitete sich die zwar in Abrede gestellte, aber nicht in authentischer Weise widerlegte Nachricht, Chambord habe den kriegesischen Prälaten wegen dieses thörichten Schrittes beglückwünscht. Was hatte Frankreich von einem König zu erwarten, der — so schien es — bereit war, seine Regierung mit einem Kreuzzug gegen den Usurpator Rom's zu eröffnen und alle ultramontanen Elemente Europas unter dem Lilienbanner zu vereinigen? Um den überaus ungünstigen Eindruck dieses peinlichen Zwischenfalls einigermaßen zu verwischen, wurde die Nachricht in Umlauf gesetzt, der Graf habe einigen Abgeordneten erklärt, er denke nicht an einen Krieg gegen Italien. Da aber die Klerikalen ihre Hehereien ungestört fortsetzten, so vermochte Niemand, diesen und ähnlichen Ablehnungen das mindeste Gewicht beizulegen.

Es war hohe Zeit, daß der Graf sich zu einer unzweideutigen und in authentischer Form gegebenen Erklärung herbeiliess. Zwei Abgeordnete der Majorität, die Herren Sugny und Duvingeaur, hatten sich im Auftrag ihrer Kollegen nach Frohsdorf begeben, um dem Grafen die Nothwendigkeit einer unummundenen Erklärung vorzustellen. Eine solche zu erwirken, war aber auch ihnen nicht gelungen. Der Graf hatte durchblicken lassen, daß die Constitution von 1814, wenn dieselbe den Umständen angepaßt und in der Nationalversammlung votirt werde, das Land werde befriedigen können. Was die Fahnenfrage betreffe, so lasse sich aus den Aeußerungen des Grafen annehmen, daß er es der Nationalversammlung überlassen werde, darüber eine Entscheidung zu treffen. Also wieder eine ausweichende Antwort. Bei der Bedrängniß jedoch, in der die Majorität sich befand, mußte sie schon damit zufrieden sein, daß die Antwort wenigstens nicht jede Aussicht auf Verständigung abschnitt. Man sprengte also das Gerücht aus, daß die Lage sich gebessert habe und beschloß, die Verhandlungen fortzusetzen. In einer zahlreich besuchten Versammlung der Majorität vom 25. September kam man darin überein, daß die Monarchie unter Beibehaltung der Tricolore erreichbar,

ohne dieselbe unmöglich sei. Gleichzeitig, um den Bund mit dem rechten Centrum unauflöslich zu besiegeln, erklärte sich die Rechte sämtlich für Annahme der Tricolore. So einigten sich denn auch beide Parteien über ein endgültiges Programm, welches folgende Punkte enthielt: Wiederherstellung des Königthums, Einsetzung einer constitutionellen parlamentarischen Regierung, Annahme der Tricolore unter Hinzufügung eines an das Lilienbanner erinnernden Emblems und die sofortige Ernennung eines Generalstatthalters des Königreichs. Wenige Tage darauf wurde eine Specialcommission von 9 Mitgliedern mit Ausarbeitung eines Actionsprogramms beauftragt. Sobald sie dasselbe vollendet haben würde, sollte sie es sofort den Bureaus der royalistischen Fractionen vorlegen. Die Verhandlungen mit Chambord sollten selbstverständlich fortgesetzt werden. Der Schlußact des Fusionsdramas begann. Trotz der noch unklaren Haltung des Prätendenten waren die Hoffnungen der Royalisten hoch gespannt. Frankreich hatte sich bereits mit dem Gedanken an die Wiederherstellung der Monarchie vertraut gemacht. Es bedurfte nur noch einer entschiedenen Erklärung des Grafen. War es denkbar, daß diese Erklärung, welche ihm den Besitz der Krone Frankreichs in sichere Aussicht stellte, verweigert wurde?

Georg Zelle.

(Schluß folgt.)

Zur Entstehung des Freischütztextes.

Schon längst gilt es für ausgemacht, daß Friedrich Kind den Stoff zum Textbuche des „Freischütz“ einer Novelle aus dem seinem Titel nach zwar wohlbekannten, in Wahrheit aber höchst selten gewordenen „Gespensterbuche“ von Apel und Raun entnommen habe. Ambros hat in der ersten Folge seiner „Bunten Blätter“ das Textbuch Kind's mit Apel's Novelle genau verglichen und gezeigt, was Kind seiner Quelle entlehnt, was er daran geändert, was er hinzugethan und was er — verdorben hat. Daß aber auch Apel seine Geschichte nicht erfunden haben kann, sondern daß auch ihm ein älteres Original vorgelegen haben muß, darüber konnte eben so wenig ein Zweifel sein. Kind selbst hat in seinem „Freischütz-buche“ (Leipzig, Göschen, 1843) — dem literarischen Monumente, welches er sich vorsichtiger Weise selbst bei Lebzeiten setzte — aufs bestimmteste seine und Apel's Abhängigkeit von einer älteren Quelle behauptet. Er erzählt dort, wie Apel und er in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als sie beide noch Schüler der Thomana in Leip-